

Peter Schmidt

»Ein gantz von märkischen Einwohnern abgesöndertes Völklein« Schweizerdörfer und Schweizerkirchen im Lande Ruppin

Dr. Peter Schmidt ist Historiker und z. Z. Leiter des Bilderbogen-Dokumentationszentrums in Neuruppin.

Während die Einwanderung französischer Réfugiés vom Ende des 17. Jahrhunderts hierzulande in lebhafter Erinnerung blieb, ist der zeitgleiche Zuzug bäuerlicher deutsch-reformierter Schweizer außerhalb ihrer späteren Koloniedörfer weitgehend in Vergessenheit geraten. Dort aber, in den ehemaligen Schweizerdörfern, kann man auch heute noch Zeugnisse dieser Einwanderung finden, nicht zuletzt die für die ersten Siedler kurz nach 1700 erbauten sogenannten Schweizerkirchen.



Gedenktafel an der Dorfkirche in Linow; Foto: P. Schmidt

Beide Gruppen – reformierte Franzosen und Schweizer – wurden von den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Friedrich III. umworben, die sich durch sie einen Ausgleich der hohen Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Krieges und damit eine Stärkung der Wirtschaftskraft ihres Landes erhofften. Fast nebenher und doch für beide Kurfürsten kaum weniger wichtig als die bloße »Peuplierung« war die mit diesen Einwanderern verbundene Stärkung des reformierten Bekenntnisses im Lande. Es ging damit auch um die Position des reformierten Herrscherhauses in den seinerzeitigen Auseinandersetzungen mit der lutherischen Orthodoxie und den lutherischen Ständen.

Die französischen Hugenotten waren als Glaubensflüchtlinge ins Land gekommen, die Schweizer aber aus wirtschaftlicher Not. Missernten, Absatzprobleme der heimischen Gewerbe und durch den Pfälzischen Erbfolgekrieg verhinderte Getreideimporte aus Schwaben hatten in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts in der Schweiz zu Hungersnöten geführt. Viele Arme waren gezwungen, ihr Brot in der Fremde zu suchen. Die brandenburgische Werbung mit freien Kolonistenstellen traf hier auf offene Ohren. Die ersten Schweizer wurden noch unter dem Großen Kurfürsten im Golmer Bruch bei Potsdam angesiedelt. Die ab 1690 eintreffenden größeren Einwanderergruppen aus den Kantonen Bern und Zürich kamen jedoch mehrheitlich im nördlichen Brandenburg unter – auf wüsten Feldmarken im Bereich der kurfürstlichen Domänenlän der Linow und Altruppin, von denen im folgenden auch nur die Rede sein soll.

1690/91 entstanden hier die Schweizerdörfer Glambeck, Klosterheide, Linow, (Alt)Lüdersdorf, Schulzendorf, Storbeck und Vielitz, die trotz anfänglich hoher Fluktuation der Siedler allesamt Bestand hatten und erfolgreich gedeihen sollten. Die Schweizer erhielten drei Hufen pro Siedlerstelle in Erbpacht. Für den Kur-

fürsten barg das Siedlungsunternehmen nicht geringe Risiken, denn er gab nicht nur das Land und gewährte die zum Aufbau der neuen Wirtschaften üblichen Freijahre. Er musste diesen Siedlern aufgrund ihrer Armut auch Haus und Hofwehr, d. h. Ackergerät, Vieh und Saatgut, vorschießen. Durchschnittlich 180 Taler waren für eine Kolonistenstelle veranschlagt; spätere Berechnungen schätzten die in den Jahren 1690 bis 1692 für die Ansiedlung der Schweizer eingesetzten Mittel auf etwa vier Prozent der seinerzeitigen brandenburgischen Staatseinnahmen.

Kurfürst Friedrich III. soll wiederholt geäußert haben, er wolle selber »dieser Schweizern nicht Stieff-Vater, sondern rechter Vater seyn«. Er hatte seine neuen Landeskinder durch Einrichtung einer speziellen »Zum Schweitzer Etablissement verordneten Commission« – das spätere Schweizer Ober-Directorium – von der Jurisdiction der Ämter befreit und ihnen auch eigene Schweizer Prediger gestattet, zum Bau von Kirchen und Schulhäusern reichte es in den Koloniedörfern jedoch nicht mehr.

Die zwölf Storbecker Kolonisten waren im Jahre 1694 offenbar die ersten, die sich ob dieses unbefriedigenden Zustandes an den Kurfürsten wandten. Sie baten darum, das Land



Gedenkstein vor der Dorfkirche in Schulzendorf



Dorfkirche Linow |

des dreizehnten, ursprünglich für einen Pfarrer ausgemessenen Bauerngutes, das nun bereits »drey gantze jahr öde und wüste« läge, für einen Kirchenbau zu verwenden. Der Kurfürst ließ sich »den von gedachter Gemeine gethanen Vorschlag zur Erbauung eines Kirch Hofes und Kirche in Gnaden gefallen«. Er verordnete im September 1694, »daß so wohl in diesem Dorffe Storbeck, alß auch in den übrigen andern Dörffern wo Schweitzer wohnen« von den drei freien Hufen eine dem Schulzen, »die 2 überschießenen Hufen aber zur Kirchen Einnahme und Nutzung verwendet (und) der angewiesene Orth im Dorffe zum Kirchhofe abgezäunet werden möge«.

Mit dieser kurfürstlichen Festlegung war der Kirchenbau für die Schweizerdörfer zwar solide fundiert, praktisch jedoch in weite Ferne gerückt. Sollte noch die erste Siedlergeneration in den Genuss einer eigenen Kirche kommen, bedurfte es zusätzlicher Gelder. In dieser Situation wandte sich der Lindower Prediger Dellicker an die alte Heimat. Wenn man dort auch froh gewesen war, eine größere Zahl mittelloser Armer in Brandenburg untergebracht zu haben, fühlte man sich den einstigen Landsleuten weiter verbunden und – indem man ihnen eigene Prediger mitgab – wohl für sie auch verantwortlich. Unter diesen Schweizer Predigern, die für die brandenburgischen Gemeinden nicht nur das Verbindungsglied zwischen alter und neuer Heimat darstellten, sondern auch die Interessen der Einwanderer gegenüber den neuen Obrigkeiten vertraten, war der aus Zürich stammende Herkules Dellicker der rühmlichste und mit einer 35jährigen

Amtszeit auch der beständigste. Seit 1690 amtierte er in der nicht nur aus Schweizern bestehenden deutsch-reformierten Gemeinde in Lindow, ab 1711 auch als Inspektor für die reformierten Gemeinden im nördlichen Brandenburg. Dellicker nutzte seine guten Kontakte nach Zürich und bat



Kanzel und Altartisch in der Dorfkirche Storbeck; Foto: P. Schmidt |

im September 1696 den dortigen Magistrat, sich bei den Evangelischen Orten der Schweiz für eine gesamtgenössische Kollekte einzusetzen, aus deren Erlös den brandenburgischen Schweizerdörfern eigene Gotteshäuser erbaut werden könnten. Dellicker wusste auch den Kurfürsten zu überzeugen, ein diesbezügliches Gesuch für den Bau von vier Kolonistenkir-

chen in die Schweiz zu senden. Im April 1700 bewilligte die in Aarau tagende Konferenz der Evangelischen Orte eine solche Kollekte, die in den ersten beiden Jahren rund 4600 und 1705 noch einmal 300 Taler erbrachte. Vor allem Bern und Zürich waren mit großen Beträgen beteiligt.

Bereits im Jahre 1700 konnte mit dem Bau der Kirchen in Lindow, Lüdersdorf, Schulzendorf und Storbeck begonnen werden. Die Kollektengelder aus der Schweiz reichten darüber hinaus für die Errichtung zweier ursprünglich nicht geplanter kleinerer Kirchen in Glambeck und Linow. Schon im Dezember 1702 wurden fünf neu erbaute Kirchen eingeweiht. In **Storbeck** verzögerte sich der Bau, war aber bis November 1705 auch »so weit avanciret«, dass es nur noch des Geheges um die Kirche und der Deckung des Turms mit Eichenspohn bedurfte, »damit solche auch könne zur perfection gebracht werden«.

Im Januar 1707 berichtete Delliker, dass der Bau der »Colloney-Kirchen« nunmehr fast vollständig beendet sei. Ihm war es gelungen, die durch privilegierte Besitzrechte ausgezeichneten Schweizergemeinden auch kirchenorganisatorisch zu festigen und den größeren unter ihnen zu einem eigenen Gotteshaus zu verhelfen. Auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit schrieb Dellicker voller Stolz ob des Erreichten am 14. April 1711 an den Züricher Bürgermeister, sie stünden hier in Brandenburg »negst dem König unter niemand ... als unter dem zum Schweizerischen Etablissement hochverordneten Oberdirectorio, und hat ... nicht einmal das geistliche Consistorium über uns was zu sagen ... so daß wir ... gleichsam alß ein gantz von märkischen Einwohnern abgesöndertes Völklein leben und protegirt werden«.

Nach dem Regierungsantritt von König Friedrich Wilhelm I., dessen absolutistischem Staatsverständnis alle derartigen Sonderrechte zuwider liefen, änderte sich auch für die Schweizer vieles. Geistlich wurden sie dem neuen reformierten Kirchen-Direktorium unterstellt und staatlich nach Auflösung des Schweizer Oberdirectoriums den Domänialämtern. Die Bindungen in die Schweiz lockerten sich allmählich. 1741 verließ der letzte Schweizer Prediger Ruppin. Für eine Wiederbesetzung dieser Pfarrstellen durch Schweizer sah das reformierte Kirchen-Direktorium keine Veranlassung mehr, die alten Schweizer seien inzwischen verstorben, ihre Kinder

hätten die »teutsche Mund- und Landesart erlernt und genugsam begriffen« und Prediger aus der Schweiz würden »denen im Lande geborenen Unterthanen unverstündlich seyn«.

Mit ihrem speziellen Erbrecht, ihrem Heiratsverhalten und der vergleichsweise abgeschiedenen Lage ihrer Dörfer konnten sich die Schweizer dennoch durch das ganze 18. Jahrhundert eine gewisse Exklusivität bewahren. Kirchlich hielten sie auch nach der Union am Heidelberger Katechismus und an der nüchternen, fast kahlen Ausstattung ihrer Gotteshäuser fest, in denen die vor die Ostwand gestellte Kanzel mit steiler Treppe der einzige Blickfang ist.

Was sie zu »Schweizerkirchen« macht, ist die Herkunft ihrer Gemeinden, das reformierte Bekenntnis und das eidgenössische Kollektengeld, das ihre Erbauung beförderte. Namensgebend waren also weder die einstigen Bauleute noch etwa ein wie auch immer gearteter alpenländischer Baustil.

Die im Ruppininischen zwischen 1700 und 1706 errichteten sechs Schweizerkirchen sind bzw. waren

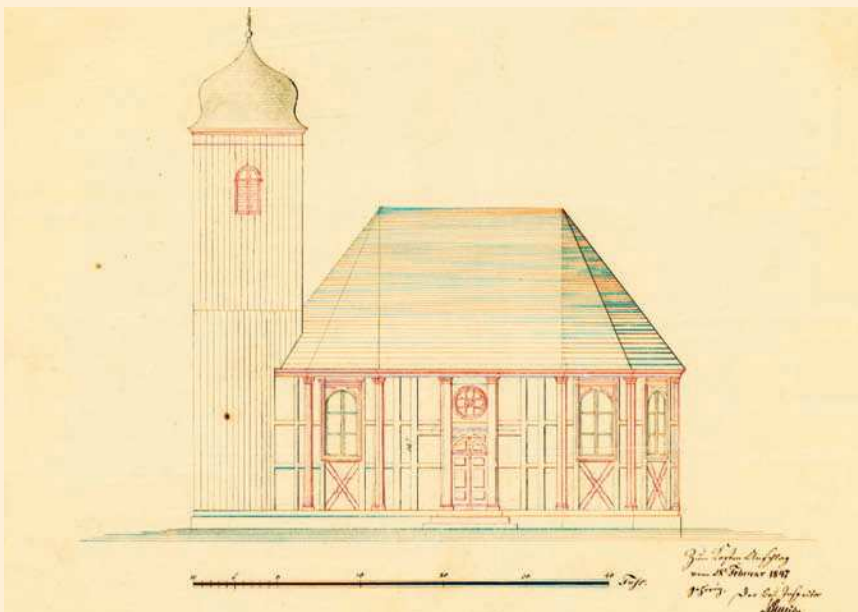
drei Kirchen werden dem Königlichen Amtsbaumeister Adam Paul zugeschrieben. Mit der Grundform eines ellipsenförmig gestreckten Zwölfecks, die diese Kirchen auf den Schmalseiten im Osten und Westen mit einem polygonalen Schluss versah, hatte sich Paul dem Zentralbau angenähert ohne die funktional bedingte Längsausrichtung aufzugeben. Diese für kleinere protestantische Predigtkirchen geschickte Lösung war im 18. Jahrhundert durchaus gebräuchlich, hat sich in Brandenburg jedoch nur in wenigen Beispielen erhalten.

Die Schweizerkirchen in Ruppin waren relativ früh in ihrer Substanz gefährdet, denn die trotz des aus königlichen Forsten frei gelieferten Bauholzes knappen Fonds sowie die kurzen Bauzeiten hatten offensichtlich zu Abstrichen bei der Qualität geführt. Nach nur wenigen Jahrzehnten traten erhebliche Bauschäden auf, zuvörderst an den Nahtstellen zwischen Kirchendach und Turm, dann an den zu schwachen Fundamenten, schließlich wie allerorten an den Wind und Wetter am stärksten ausgesetzten Tür-



Dorfkirche Lüdersdorf |

tig verschalt«. Für rund 780 Taler wurde die Kirche einschließlich neuer Farbfassung von Kanzel, Gestühl und Orgel instandgesetzt. Das Rundfenster über dem Südportal und die Andreaskreuzer unter den Fenstern stammen aus dieser Zeit. Die nächsten das Äußere der Kirche verändernden Arbeiten begannen 1861. Das Schindeldach des Turmes war schadhaft und sollte »dauerhafter und schöner mit Schiefer gedeckt« werden. Kreisbaumeister Maaß ließ »des besseren Aussehens wegen« dazu den barocken Turmhelm abnehmen und »eine schlanke pyramidale Spitze« aufsetzen. 1898 musste der infolge »mangelhafter Fundierung ... versackte Thurm« durch eiserne Anker gesichert werden, es folgten 1923 weitere umfangreiche Reparaturen. Nun aber wollte der Gemeinderat mit Unterstützung des Hochbauamtes Neuruppin die alte Kirche abbrechen und durch einen Neubau ersetzen. Anfang der dreißiger Jahre begannen unter Einschluss von Regierung, Konsistorium und Provinzialkonservator langwierige Verhandlungen zur Rettung der barocken Dorfkirche. Komplizierte sich gegenseitig bedingende Finanzierungsbeihilfen auf der einen und die Beharrung der Gemeinde auf Neubau einer Kirche auf der anderen Seite verzögerten eine Wiederherstellung. Anfang 1939 erst waren alle Hindernisse ausgeräumt und die Arbeiten verdungen. Nun aber begann der Krieg und es fehlten Material und Handwerker. Am 1. Dezember 1941 schrieb das Preußische Staatshochbauamt Neuruppin nach Lüdersdorf, dass die In-



Zeichnung der Dorfkirche Lüdersdorf von 1847; Archiv P. Schmidt |

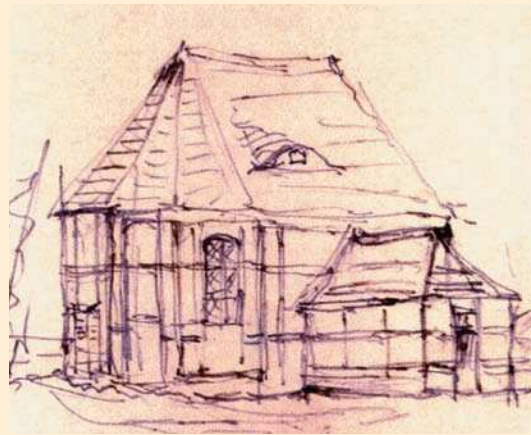
sämtlich Fachwerkbauten, drei von ihnen – Lüdersdorf, Schulzendorf und Storbeck – Saalkirchen auf gestrecktem zwölfeckigen Grundriss mit halb eingezogenem Westturm. Die 1840 geschlossene und später abgebrochene Kirche von Lindow, von der keine bildliche Darstellung existiert, wird in der Literatur als Achteck überliefert, die Kirche in Linow besaß ursprünglich nur einen polygonalen Ostschluss und die in Glambeck war ein einfacher Rechtecksaal. Zumindest die ersten

men, von denen übrigens keiner seine ursprüngliche Form bewahren konnte.

In Lüdersdorf (heute Altlüdersdorf) sind die ersten größeren Instandsetzungen an Dach und Turm aus den Jahren 1777 und 1799 überliefert, sie wiederholten sich danach mit steigendem finanziellen Aufwand bald jedes zweite Jahrzehnt. Dennoch waren Mitte des 19. Jahrhunderts »das Holzwerk der Kirche theils aufgerissen und theils angefault ... ein Theil der Decke eingefallen und nur nothdürf-

standsetzung der Kirche »bis zum Eintritt normaler Wirtschaftsverhältnisse verschoben werden (müsse), weil es wirklich nicht möglich ist, irgendwelche Handwerker für die Arbeit zu bekommen. Das noch am meisten in Frage kommende Baugeschäft Klage- mann in Gransee ist wegen Einberufung beider Geschäftsführer geschlossen.« Mehr als ein halbes Jahr- hundert sollte vergehen ehe diese »normalen Wirtschaftsverhältnisse« wieder eintraten und eine grundlegende Instandsetzung der Lüdersdor- fer Kirche begonnen werden konnte.

Das Schicksal der Kirche von **Schulzendorf** gestaltete sich bis 1860 ähnlich, danach aber mit traurigerem Ausgang. Erste Reparaturen am Turm waren hier bereits 1725 und 1741 nötig und 1777 ein Ersatz der Eichen- schindeln des Turmes durch eine Blechbedeckung. Die nächsten Haupt- reparaturen für insgesamt 1030 Taler erlebte der Fachwerkbau 1824 und 1835, ehe es im Jahre 1861 zur letz- ten Instandsetzung kam. Der mit der Untersuchung des Bauzustandes be- auftragte Kreisbaumeister Maaß plä- dierte nach Abnahme der schadhaf- ten Bretterbekleidung dafür, »den Kirch- thurm sofort gänzlich abzubringen, die Kirche aber zum letzten Mal her- zustellen ... und dann auf einen mas- siven Neubau hinzuarbeiten«. Die Gemeindevertreter stimmten zu, denn die Schulzendorfer Kirche besaß mit 15.000 Talern ein ansehnliches Ver- mögen, deutlich mehr als ein Neubau kosten würde. Drei Jahrzehnte später lag der Bauentwurf des Neuruppiner Baurates Wichgraf im »märkischen



Die Zeichnung zeigt die Dorfkirche Schulzendorf (1896) ohne den bereits 1861 abgerissenen Turm, der Bau wurde 1901 abgebrochen. Archiv P. Schmidt

Rundbogenstil« vor, den er gewählt hatte, da dieser »bei den Bauten der Kaiser-Wilhelm-Kirche und der Kaiseri- n-Augusta-Kirche in Berlin ebenfalls ... für angemessen erachtet ist«. Nach einigen Veränderungen durch den Potsdamer Regierungsbaurat Mertins wurde dieses Projekt im Dezember 1896 vom preussischen Kultusministe- rium genehmigt. Uneinigkeit in der Gemeinde über den zu wählenden Bauplatz und mehrfacher Pfarrer- wechsel verzögerten allerdings den Baubeginn, so dass erst am 16. Juni 1901 der Schlussgottesdienst in der alten Kirche stattfand. Im Sommer 1902 war für rund 30.000 Mark der neue Backsteinbau vollendet.

Die dritte dieser annähernd 50 mal 30 Fuß (1 Fuß = 0,314 m) großen ansehnlichen Fachwerkkirchen auf zwölf- eckigem Grundriss war Anfang des 18. Jahrhunderts in Storbeck erbaut worden. 1736 wurde der 60 Fuß hohe Turm erstmals mit Brettern verkleidet, es folgten mehrere Instandsetzungen, 1775 eine Verstärkung der Funda- mente und 1794 für 511 Taler eine Hauptreparatur des ganzen Gebäudes. Dennoch beschrieb der Superintendent Bientz die Storbecker Kirche im Jahre 1817 als schadhaf- t und an vielen Stel- len regendurchlässig. Der zur Unter- suchung der Schäden angereiste Bauinspektor Hermann fand verfaulte Schwellen vor, schadhaf- ten Putz, »die Stiele auf zwei Fuß hoch vom Schwamm zerfressen«, das Kirchen- dach einer konstruktiven Verbesserung bedürftig, kurzum, so sein Bericht, be- stünde die Gefahr, dass »alles wegen zunehmender Fäulniß immer mehr versinken würde«. Die anschließende Reparatur erforderte 478 Taler. Vierzig Jahre später bot die Storbecker Kirche

auch im Inneren einen mehr als nüchternen Anblick, denn alles Holzwerk, Kanzel und Gestühl waren inzwi- schen mit grauer Ölfarbe an- gestrichen worden. Dann aber – fast gleichzeitig mit Lüdersdorf und Schulzendorf – kam es zu einer Hauptre- paratur, bei der auch in Stor- beck der Turm in Gefahr geriet, abgerissen zu werden.

Kreisbaumeister Maaß hielt nach Abnahme der Bretterverkleidung des Tur- mes im Sommer 1862 die »Erneuerung des Daches mit Schiefer für unwerth«, besser wäre es, den Turm bis zur er- sten ausgemauerten Etage abzubringen und auf diese

dann ein Ziegel-Satteldach zu setzen. »Die Erbauung eines neuen Thurmes ist dagegen ganz unräthlich. Einmal werden die Mittel fehlen, sodann würde ein hölzerner Thurm die alte Kirche zu lange überleben und mit der- selben nicht gleicher Zeit zum Ab- bruch kommen.« In der Tat besaß die



Dorfkirche Storbeck; Foto: P. Schmidt

Storbecker Kirche weit weniger Mittel als die in Schulzendorf, so dass die Ge- meinde zu keinem Neubau bereit war. Den Kirchturm aber wollten die Stor- becker nicht verlieren. »Ein Dorf ohne Thurm ist gar kein Dorf« hatten die Bauern dem Baubeamten zu verstehen gegeben. Nach eigener Aussage fürch- teten sie, sich »durch einen mangeln- den Thurm den Spott und Hohn der Nachbardörfer zuzuziehen«. Der Wi- derstand versteifte sich und Maaß



Neuscan

Dorfkirche Schulzendorf



Dorfkirche Glambeck

lenkte im Oktober 1862 ein. Nun sollten die schadhaften Enden der alten Stiele abgesägt und wiederverwendet werden. Der Turm wurde dadurch um sieben Fuß niedriger, verlor die geschweifte Kuppel und erhielt als Abschluss eine viereckige Pyramide. »Wenn auch in ästhetischer Beziehung manches zu wünschen übrig bleibt«, vermerkte der Potsdamer Regierungsbaurat Horn bei der Revision des Kostenanschlages, »so kann es doch bei diesem alten Gebäude darauf nicht ankommen, sondern lediglich darauf, daß mit dem geringsten Kostenaufwand das Bedürfnis befriedigt wird«.

1885 wurde der Kirche auf der Südseite eine Vorhalle angefügt, 1892 eine Hollenbach-Orgel angeschafft und im Jahre 1901 – »da nach Verbreiterung des Orgelchors bei trübem Wetter die Gesangbücher nur schwer zu lesen sind« – zwei neue Fenster angelegt, 1921 das Innere durch den Berliner Kirchenmaler Sandfort farbig gefasst und 1926 die Sakristei an der

Ostseite neu gebaut. Das Neuruppiner Hochbauamt war daraufhin der Meinung, dass nunmehr »auf Jahrzehnte hinaus Reparaturen nicht zu erwarten sind«. Die seinerzeit nicht vorhersehbaren Wechselfälle des 20. Jahrhunderts sollten diese Erwartung auch erfüllen; eine Innenrestaurierung war erst wieder in den sechziger Jahren möglich, die höchst nötige Turmreparatur und die Erneuerung von Ständern und Schwellen gar erst in den neunziger Jahren.

Von den beiden kleineren Fachwerkkirchen musste die in **Glambeck** – ein Rechtecksaal von 36 mal 20 Fuß mit einem auf der Westwand und den Dachbalken ruhenden Türmchen – im Jahre 1901 einem massiven Neubau weichen. Schon Ende des 18. Jahrhunderts war die Kirche für die zwar arme, aber wachsende Gemeinde zu klein geworden, im 19. Jahrhundert dann ist den zunehmenden Bauschäden nur durch notdürftige ein bis zwei Jahrzehnte haltende Reparaturen abgeholfen worden. »Es kann kein Mensch, zumal in jetziger Jahreszeit, auch nur eine Viertelstunde darin aushalten ohne seine Gesundheit in Gefahr zu bringen, wie ich denn erst am 2. Weihnachtsfeiertage gesund die Kirche betreten und krank sie wieder verlassen habe.« Die dramatischen Schreiben der Prediger, wie das hier zitierte des Pfarrers Nuglisch vom Januar 1841, änderten zunächst nicht viel, denn die Gemeinde war weder für eine Hauptreparatur noch gar für einen Neubau zu gewinnen. So kamen nur notdürftige Reparaturen zustande. Der letzte vom Kreisbaubeamten im Jahre 1896 aufgesetzte derartige Reparaturanschlag über 3250 Mark weckte dann allerdings bei der Bezirksregierung Zweifel, ob der Einsatz einer so großen Summe überhaupt wirtschaftlich sei, denn – so heißt es im Untersuchungsbericht – »die Senkungen und Formveränderungen der

Wände und des Thurmes sind auf eine ungenügende Fundierung zurückzuführen, die durch die Bauvorschläge nicht geändert wird«. Kreisbauinspektor Wichgraf legte daraufhin ein Neubauprojekt vor. Für rund 20.000 Mark entstand ein massiv gefugter roter Backsteinbau, der am 14. Juli 1901 eingeweiht wurde. **In Linow** dagegen hat sich die kleine Schweizerkirche bis heute erhalten, wengleich auch sie im 19. Jahrhundert Umbauten und Verän-



Taufe in der Dorfkirche Linow, um 1700

derungen erfahren hat. Bereits im 18. Jahrhundert mehrfach repariert, war sie der Gemeinde bald zu klein geworden. Platzmangel und Schäden an Dach und Wänden führten im Jahre 1830 zu einer gründlichen Untersuchung durch den Pritzwalker Bauinspektor Schüler. Dieser fand »die Kirche etwas undauerhaft konstruiert ... sämtliche Schwellen sind verfault und ruhen auf einem sehr schlechten leichten bröcklichen Fundament«. Schüler schlug zur Kostenersparnis »einen Mittelweg zwischen einer Reparatur und einem Neubau« ein und vergrößerte die Kirche, indem er den polygonalen Ostabschluss zu einem Rechteck erweiterte. Veränderungen des Fachwerks und der Fenster waren die Folge.

Schüler hatte mit diesen 1835 ausgeführten Arbeiten und durch das – wie er sich ausdrückte – »compendiösere Arrangement der Stühle« die Anzahl der Sitzplätze vermehrt, der Kirche jedoch auch eine andere, einfachere Gestalt gegeben.

Eine nochmalige Vereinfachung und Modernisierung des Inneren erfuhr die Linower Kirche nach 1960 und eine vorerst letzte Instandsetzung mit neuem Anstrich und neuer Deckung im Jahre 2000, also genau dreihundert Jahre nach Baubeginn und – so schließt sich der Kreis – wieder mit Schweizer Unterstützung.

Anzeige



Referenzobjekt Dorfkirche Gortz, Potsdam-Mittelmark

Gottschalk Baudenkmalpflege GmbH

April 2005 seit 15 Jahren auf dem Markt

**Lehmbau
Gewölbebau
Stuckarbeiten
Fachwerksanierung**



**Bundespreis für Handwerk
in der Denkmalpflege 2002**

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark
Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95

www.BaudenkmalpflegeGmbH.de · E-Mail: KGBaudenkmalpfl@aol.com